deren äußerstem linken Flügel. Da sah ich etwa achtzig Meter rechts von mir einen Tiger. Ich schoß nach ihm und sah sofort, daß ich schlecht getroffen hatte. Das Tier verschwand im Dickicht, doch gleich darauf wurde es von den Treibern aufgescheucht und griff mich an.

Ich fühlte mich hoch oben auf meinem Elefanten unbedingt sicher, wartete, bis der Tiger nahe herangekommen war, und schoß beide Läufe auf ihn ab. Zu meiner Verblüffung aber brach das Tier nicht zusammen, sondern sprang mich noch schneller an. Ich ließ mein Gewehr sinken, vergaß, daß noch zwei andere geladene Büchsen neben mir standen, und dachte: „Jetzt ist alles zu Ende!"

Doch zehn Schritt vor mir blieb der Tiger plötzlich stehen, drehte sich um und verschwand. Ich war zu erstaunt, um seinen Rückzug zu einem Schuß auszunutzen. Wahrscheinlich hatte die kampfentschlossene Haltung meines Elefanten den Tiger noch im letzten Augenblick zur Flucht veranlaßt.

Mancher Jagdausflug, der uns große Beute bringen sollte, verlief wieder ohne jede Aufregung. So zogen wir einmal mit zwölf Schützen und vierzig Elefanten aus, um lediglich ein Wildschwein, einen wilden Pfau, ein Stachelschwein und eine fünf Meter lange Pythonschlange zu erlegen.

Auf der anderen Seite wieder ballte sich eine unglaubliche Menge von aufregenden Ereignissen in einer halben Stunde zusammen. Ich erinnere mich unter anderen des Tages, da J. Kneller, meines Vaters Lehrmeister, knapp dem Tode entrann. Ein zur Verzweiflung getriebener Tiger war umstellt worden und griff plötzlich die Elefanten an. In der Aufregung wurde Knellers Reittier durch einen schweren Elefanten über den Haufen gerannt, und Kneller stürzte kopfüber dem Tiger fast in den Rachen. Der Mann raffte sich auf und lief wie ein Wahnsinniger von einem Elefanten zum anderen, um sich in Sicherheit zu bringen. Doch keines der Reittiere wollte ihn aufsteigen lassen, weil alle fürchteten, sich gleichzeitig den Tiger auf den Hals zu laden. Von uns wagte keiner zu schießen, um nicht Kneller zu treffen, und so war der Aermste völlig dem Raubtier ausgeliefert. Trotzdem wurde er nicht zerrissen, aber wahrscheinlich nur deshalb, weil der Tiger in seiner Aufregung kaum noch auf ihn achtete.

Schließlich gelang es meinem Vater, seinen Elefanten nahe an Kneller heran zu bringen, und der Geängstigte wurde zitternd und kreidebleich herausgezogen. Am gleichen Tage schossen wir einen zweiten Tiger. Das Tier schleppte sich zu einem kleinen Wasserlauf und legte sich zum Sterben nieder. Pelku, einer unserer Jäger, sprang von seinem Elefanten herab und stürzte mit Triumphgeheul auf den Tiger, um die Beute sofort zu messen. Er nahm gerade sein Maß aus der Tasche und wollte neben der Beute niederknien. Da sprang das Tier plötzlich brüllend hoch. Pelku schrie und blieb versteinert vor Entsetzen stehen. Anscheinend gab es für ihn keine Rettung mehr. Doch plötzlich peitschte ein Schuß auf, und der Tiger brach zusammen. Ein wundervoll gezielter Schuß aus meines Vaters Büchse hatte ihm das Rückgrat zerschmettert.

Ich habe mich immer gewundert, wie es die Elefantentreiber fertig brachten, bei solchen Jagden im „Sattel" zu bleiben. Oft genug sprangen Tiger, durch Gewehrsalven rasend gemacht, die Elefanten an und verletzten deren Rüssel und Köpfe. Der Schütze in seinem Sitz auf dem Rücken des Dickhäuters befand sich dann in verhältnismäßiger Sicherheit, aber den armen Teufeln auf dem Nacken des Elefanten ging es längst nicht so gut. Sie und ihre Reittiere befanden sich oft genug in der peinlichsten Lage, und der Schütze konnte ihnen dann meistens des starken Schaukelns wegen mit seiner Waffe nicht helfen.

Im allgemeinen sind die Elefanten höchst intelligente Tiere, die den Jäger in jeder Beziehung zu unterstützen suchen. Ein Dickhäuter meines Vaters war wegen seiner Geschicklichkeit berühmt. Er hatte ein gutes Gedächtnis, und eines Tages mußte er wohl einen Tiger wieder erkannt haben, der ihn früher einmal verletzt hatte. Er kümmerte sich überhaupt nicht mehr um seinen Treiber, sondern griff mit lautem, wütendem Trompeten den Tiger an, drehte also den Spieß gewissermaßen um. Das Raubtier, sicher über den ungewohnten Angriff des drei Tonnen schweren Gegners erschreckt, nahm Reißaus, und Kennedy, der Elefant, polterte hinter ihm her. So verloren wir beide uns aus den Augen. Wie der Treiber später erklärte, kam der Elefant seinem fliehenden Gegner während der nächsten acht Kilometer näher, doch dann verhinderte dichtes Unterholz jede weitere Verfolgung von seiten des wütenden Dickhäuters.

Eines der aufregendsten Abenteuer hatte einmal einer meiner Freunde, der Zemindar von

## Deutschland

Noch blutet unser Volk aus tiefen Wunden,
Geknechtet und von Spähern hart umstellt.
Doch weht ein Hauch von Frische und Gesunden
Wie Lenzwind über winterstarre Welt.
Denn jenes Deutschland, das sich abgewendet
Vom schmalen Weg der Tapferkeit und Pflicht
Verführt in Irrtum, haltlos und verblendet,
Ist unser Deutschland nicht.

Schon regen drängend sich, wie Lavafluten
Mutvolle Lebenskräfte ungezählt . . .
Wir wollen streiten für den Sieg des Guten
Mit Geisteswaffen, rein und gottgestählt.
Und ob uns finstre Mächte auch umscharen:
Der Wahrheit Siegesstunde kommt herbei.
Einst soll die Welt, die staunende, erfahren,
Was unser Deutschland sei.

Anna Enders-Dix.

Gorbordanga. Er war einen Meter neunzig groß und herkulisch gebaut, ein ausgezeichneter Boxer, Ringer und Schütze. Er hielt sich damals in den Sunderbunds auf, dem mit Riedgras, Buschwerk und nur wenigen Bäumen bewachsenen und von vielen kleinen Flußläufen und Kanälen durchzogenen Delta des Ganges, wo Wild, Tiger und Büffel in Massen leben. Angesichts der besonderen Beschaffenheit des Geländes kann man dort nur zu Fuß jagen.

Der Zemindar unternahm eines Nachmittags einen Pürschgang, nur von einem Jungen begleitet, der einen Beutel mit Patronen trug. Mein Freund hatte dem Jungen gesagt, er würde, sobald sie einen Tiger sichteten, stehen bleiben, seine Büchse entladen, dem Jungen die Schrotpatronen geben und dafür Kugelpatronen in die Läufe schieben. Währenddessen wollte der Zemindar den Tiger nicht aus dem Auge lassen, ihn angestrengt fixieren. Die beiden hatten das im Lager schon oft geübt.

Nun machte der Zemindar in einiger Entfernung einen Hasen aus. Er wollte gerade schießen, als plötzlich hinter einem Busch ein Tiger auftauchte, wütend fauchte und mit dem Schweif die Erde peitschte. Verabredungsgemäß fixierte der Zemindar das Raubtier scharf, zog die Schrotpatronen aus den Läufen und hielt sie hinter sich. Nervös wartete er darauf, daß der Junge sie ihm abnahm. Doch nichts Derartiges geschah. Schließlich schielte der Zemindar zurück: Da hinten lief der Junge schneller als je in seinem Leben.

Verzweifelt schob der Zemindar die Patronen wieder in die Läufe. Dabei kam ihm zum Bewußtsein, wie unsinnig seine Handlung war. Deshalb entschloß er sich, das Gewehr als Keule zu benutzen. Der Tiger griff an. Doch der Zemindar sprang noch im letzten Augenblick zur Seite und schlug dem Tier den Kolben auf den Schädel. Eine Sekunde später zersplitterten die Holzteile des Gewehrs unter den Zähnen des Raubtiers. Dann warf ein Tatzenhieb den Zemindar zu Boden. Das Tier packte den unglücklichen, halb bewußtlosen Jäger an der Schulter, warf ihn sich mit einem Ruck über den Rücken und schleppte ihn fort.

Mein Freund kam wieder zu sich. Er hatte keine Angst. Er dachte nur, wie er entkommen konnte. Dabei erinnerte er sich plötzlich daran, daß er einen Revolver bei sich trug. Aber er konnte ihn nicht erreichen, denn er trug die Waffen hinten am Koppel, und mit dem Rücken lag er ja auf dem Tiger. Der Zemindar konnte sich in dieser Lage kaum rühren. Doch seine Füße hingen vom Rücken des Tiers herab, und es gelang ihm, mit ihnen den Tiger wiederholt in die Weichen zu stoßen. Fauchend ließ die große Katze ihre Beute fahren, um ihr mit einem Prankenhieb den Garaus zu bereiten. Doch den kurzen Augenblick nutzte der Zemindar aus. Er riß die Waffe heraus und streckte den Tiger durch einen Herzschuß nieder.

Ich weiß nicht, was der Zemindar mit seinem Jungen später angefangen hat. Auf jeden Fall war der Nervenschock, den er durch das Abenteuer erlitt, so stark, daß er auf alle weiteren Jagdvergnügen verzichtete.

—o—

### Am Ausguck

**Die Königskobra auf Liebespfaden.**

Mancher bekannte Tropenreisende hat auf die Frage nach dem Tier, das er für das gefährlichste halte, unbedenklich geantwortet: „Die Königskobra." Ihr Biß führt innerhalb von drei Minuten den Tod eines Menschen herbei. Die Königskobra ist im Vergleich zu allen anderen Giftschlangen deshalb besonders gefährlich, weil sie den Menschen angreift und geradezu verfolgt. In dieser Beziehung tun sich die Weibchen besonders hervor. Es sind verschiedene Fälle bekannt geworden, in denen angegriffene Weiße sich nur dadurch von der unheimlich schnellen Verfolgerin retten konnten, daß sie im Laufen ein Kleidungsstück nach dem anderen abwarfen. Die Schlange fiel nämlich sofort darüber her und ließ den Fliehenden einen Vorsprung gewinnen. Gänzlich läßt sich ein Zusammentreffen mit Königskobras selbst bei größter Vorsicht nicht vermeiden. Dann verläuft es freilich in den seltensten Fällen so glücklich aus, wie das Abenteuer eines englischen Beamten auf Borneo, der sich plötzlich zwei Königskobras mit aufgeblähtem Nacken gegenüber sah. Ein geradezu unglaublicher Zufall wollte es, daß seine beiden Schüsse den Angreifern auf vier Meter Entfernung die Köpfe abrissen. Der glückliche Jäger beteuerte aber hoch und heilig, in Zukunft werde er vor jeder Königskobra reißaus nehmen. Das ist auch die Taktik der meisten Tiere, die mit der Schlange in Berührung kommen, denn die Königskobra ist zu allen ihren sonstigen wenig angenehmen Eigenschaften noch Kannibale.

**Die Merriller hängen keinen . . .**

Die Aufregung auf der Polizeistation des kleinen Ortes war groß. Kam da von weither durch den Fernsprecher die Warnung nach Merrill (Wisconsin): „Paßt auf einen jungen Menschen auf, der in Wausau eine Limousine gestohlen hat! (Folgte die Personalbeschreibung). Es gibt eine hohe Belohnung fürs Einfangen." Natürlich wollte sich die Polizeimacht von Merrill der schwierigen Aufgabe durchaus gewachsen zeigen. Sie, die tagsüber aus einem und nachts zwei Schutzleuten bestand, legte sich im Ort auf die Lauer und wartete. Zwei Stunden, drei Stunden, vier Stunden, unverzagt und unermüdlich. Nur der Autodieb wollte sich nicht einstellen. Schließlich, als die Nacht hereinbrach dauerte den Braven das vergebliche Warten zu lange, und sie glaubten, sich die Zeit durch einen gemeinsamen Gevatterklatsch in einer nahen Einstellhalle verkürzen zu müssen. Dort waren sie gerade beim besten Erzählen, als ein junger Mann eintrat, der so aussah, als hätte er zu viel getrunken. Also blickten ihm die Drei interessiert und ohne Argwohn entgegen, blieben in aller Gemütsruhe sitzen und lachten ihn an. Ihre Gesichter verzogen sich freilich krampfhaft, als der „Betrunkene" plötzlich kerzengerade auf seinen Beinen stand und eine Pistole aus der Tasche zog: „Hände hoch!" Gehorsam folgte die bewaffnete Macht von Merrill dieser freundlichen Aufforderung. Dann erfuhr sie zu ihrer geringen Erbauung, daß der Jüngling der von ihnen Erwartete war. Anstatt ihn festzunehmen, mußten sie sich jetzt von ihm binden lassen und machtlos zusehen, wie er sich den besten Wagen aussuchte und hohnlachend davonfuhr.

**Im Schlaraffenland der Lichtspielbesucher.**

Die deutschen Lichtspielhäuser erfreuen sich in der Regel noch ganz guten Besuches, wie viel größer würde aber noch der Andrang sein, wären die Unternehmer auch erst einmal so weit wie ihre Kollegen in der spanischen Stadt Olivenza. Doch befriedigte seit Jahren ein einziges Lichtspielhaus die künstlerischen Bedürfnisse der Einwohner. Daß meist nur alte Filme gespielt wurden, focht die braven Leutchen nicht weiter an, man ging doch in dies Kino. Das wurde indes anders, als sich vor einiger Zeit ein zweiter Kunsttempel gleicher Art auftat, der zwar auch nichts Besseres bot, aber die Eintrittspreise erheblich niedriger hielt. Als der Besuch des ersten Kinos erheblich sank, mußte dessen Besitzer gleichfalls billiger werden; und so trieben sich beide immer weiter nach unten, bis man auf fünf Centimos, etwa zwei Pfennige, für die billigsten Plätze angelangt war. Tiefer ging es scheinbar nicht, aber der Inhaber des ersten Hauses wußte noch einen Ausweg. Kürzlich machte er bekannt, daß jeder Besucher seines Kinos, auch der Fünf-Centimos-Plätze, eine Tasse Kaffee, ein Glas Likör und eine Zigarre gratis erhielte. — Nur so weiter! Schließlich bekommt man in Olivenza noch eine Flasche Sekt als Dreingabe.

Verantwortlich H. Semmelmann, Altena.
Druck und Verlag: P. A. Sanz, Altena.




Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 4 Mittwoch, 27. Januar 1932

## Im Bauernsterben

Von Ludwig Waldweber.

Die hausgestandenen Männer der Gemeinde Finkenzell trafen sich zufällig einmal beim Oberen Müller und machten unter sich aus: Bei einer Versteigerung läßt sich künftig keiner mehr blicken. Ohne Steigernde könne man nicht versteigern.

Sie hattens monatelang so gehalten, und man fuhr leidlich gut dabei. Da geschah das Unerhörte: Der Gerlhof stand unterm Hammer, und der Girglhöferer, sein Nachbar, steigerte ihn. Steigerte ihn um ein Schandgeld.

Die Leute vom Gerlhof gehörten zu den Angesehensten in der Gemeinde. Vom Gerlhof ging niemand ungetröstet weg. In der Kirche war das meiste von der Gerlhof-Mutter gestiftet. Der geschnitzte Kreuzweg, die seidene Muttergottes-Fahne, die neuen Meßklingeln, die so wunderlieblich klangen, wie man vordem nie gehört, und vieles andere. Und jetzt sollten die Leute von Haus und Hof gejagt werden. Und noch dazu von einem der Ihrigen. Wer hätte das auch dem Girglhöferer zugetraut. Ein Sonderling war er wohl sein Leben lang, und ein Knauser ist er, daß man seine Werk- und Feiertagshose bald nimmer auseinander kennt. Aber so einen Schurkenstreich, nein, das hätte ihm von den Finkenzellern doch keiner zugetraut. Nicht einer.

Nachdem das Ergebnis der Versteigerung in der Gemeinde umgelaufen war, trieb es den einen um den anderen zum Gerlhof hinauf. Am späten Nachmittag hatte sich fast die ganze Gerlhof-Stube mit Finkenzeller Männern gefüllt. Der Gerlhöferer holte alten Nußschnaps aus dem Keller. Der war in der Gegend bekannt und beliebt. Trotzdem blieb die Stimmung gedrückt. Die Bäuerin schlich mit verweinten Augen herum, und die Kinder starrten aus einer Ecke abwechselnd auf die vielen Männer oder auf die niedergeschlagene Mutter und verstanden noch nicht, daß man im Begriffe war, ihnen den Heimatboden unter den Füßen wegzuziehen.

Man rückt im Herrgottswinkel enger um den großmächtigen, blütenweißen Ahorntisch. Gegen den Girglhöferer, den verdruckten Ruach, muß etwas unternommen werden. Einen meuchlings so von hinten niederrennen!

Der Wastlbauer hebt seine pfundige Faust, um sie auf den Tisch zu dröhnen —da geht die Tür auf. Eine hohe, etwas vornüber gebeugte Gestalt steht auf der Schwelle: der Girglhöferer.

Im Augenblick hört man in der Stube eine Feder fallen. Der Wastlbauer sitzt noch immer mit erhobener Faust im Herrgottswinkel. Jeder hat sich nach der Tür gewendet, und jedes Auge verschlingt den Mann, der zwischen Tür und Angel steht.

Der hat offenbar so zahlreiche Gesellschaft nicht erwartet. Rot läuft das scharfgeschnittene Gesicht an. Die auffallend großen, dunklen Augen nehmen dem Gesicht die Schärfe seiner Züge wieder. Wie zwei warme braune Sonnen leuchten sie unter den buschigen Brauen. Und das ist der Mann, der seinen Nachbar von Heimt und Scholle weg ins Elend und Verzweiflung treiben will. Offen vor den Augen der Menschen, mit denen ihn enge Schicksalsgemeinschaft seit jeher verbindet.

Man merkts dem Mann auf der Schwelle an, daß er am liebsten wieder die Tür im Rücken hätte. Aber er ermannt sich, tritt ein und bietet den Gruß: Guten Abend allerseits!"

Eisiges Schweigen. Keiner erwidert. Der Girglhöferer hört nur die Kinder flüstern und die Fliegen brummeln. Es scheint, als ob ihn die, mit denen er ein Menschenalter zusammen gelebt hat, einfach ausgelöscht hätten. Keine Hand hebt sich, kein Wort wird gesprochen. Der Wastlbauer nimmt langsam seine Faust herab. Das ist alles. Der Gerlhöferer selber schaut durchs Fenster über den Fluß seiner braunen Sturzäcker und grünen Feldbreiten. Die Gerlhöferin sitzt auf einem Schemel vorm Ofen und starrt mit heißen Augen in die rote Glut. Die Augen geben keine Tränen mehr.

Der Mann mit dem bleichen Gesicht und den großen, braunen Augen tritt zu seinem Nachbar hin, dem Gerlhöferer, rüttelt ihn an der Schulter, als ob er ihn aufwecken wollte, und sagt fast bittend: „Nachbar — ich hätt' was z' reden mit dir!"

Der Angeredete nimmt langsam die Augen von den braunen Sturzächern und den grünen Feldbreiten zurück, die eh schon nicht mehr ihm gehören, erhebt sich schwerfällig und geht, ohne die dargebotene Hand zu beachten, über die Stube und aus der Tür. Draußen in der Flöz hört man ihn in die Holzschuhe fahren und dann über die Gred hinunter stapfen. Wie mag dem Mann zumute sein?

Die Bäuerin packts aufs neue. Wie eine Klammer liegt es um ihre Kehle. Ein nach innen gerichtetes Schluchzen erschüttert die Kräftige von Grund aus. Dann wird ihr so angitig um den Bauern. Rasch eilt sie ebenfalls aus der Stube.

Die Kinder drücken sich im Herdwinkel wie erschreckte Schafe zusammen und schauen mit scheuen Augen auf den Girglhöferer, vor dem Vater und Mutter davon gelaufen sind.

Die Männer haben noch immer kein Wort gesprochen. Wie die Gerlhoferin aus der Stube flüchtet, wird ein Wort zwischen den Zähnen zerbissen. Ein bitterböses. Nur die Nächstsitzenden haben es gehört und der Girglhöferer auch, der nicht weit abseits steht: Judas!

Eine Bewegung geht durch die Versammelten. Ein Auge hebt sich zum Girglhöferer auf und noch eins. Dem hats einen Ruck gegeben und er ist noch einen Schatten bleicher geworden. Wieder jagt eine rote Welle über sein Gesicht. Es ist eine andere Röte als die von vorhin, die des Zornes, und die braunen Augen blitzen auf: „Manner — —!" Er nimmt ein Wort zurück das ihm schon halb entflohen ist. Dann schnauft er ganz von unten auf. Seine Stimme ist wieder ruhig, fast heiter: „Der Judas bin wohl ich?" Und doch läuft unter den Worten ein leises Zittern hin.

Das zwingt zum erstenmal die Blicke aller zu ihm auf. Der das böse Wort gesprochen, tut als erster den Mund auf: „Ich hätt's vielleicht nicht sagen sollen, aber darfst du mir's verübeln?" Und zu der Gemeinde gewendet: „Manner, wenn ich zuviel gesagt habe, nachher nehm' ichs zurück auf der Stelle. Mit aufgehobenen Händen nehm' ichs zurück. Manner, jetzt sprecht ihr!"

Nicht leicht hat einer das rechte Wort zurechtgelegt. Jeder fühlt die Schwere des Augenblicks. In die Augen des Girglhöferers fließt wieder das warme Leuchten. Er findet als erster das Wort: „Manner, machen wirs kurz! Den Gerlhof habe ich für'n Gerlhöferer eingesteigert und für sonst niemand!"

Zum dritten Mal steht eine reine Stille in der Stube. Dann hastet der auf, der das schlimme Wort gesprochen. Der Girglhöferer wehrt ab. Er schaut sich um: Die beiden Gerlhofleut sind noch nicht zurück. Wieder hebt er an: „Manner, machen wirs kurz, den Leuten möchts das Herz abdrucken. Ich habe in der Sache alles auspekuliert, und mein Bruder, der Advokat, gibt seinen Segen dazu. Also stimmts. Es handelt sich nur mehr um eins. Die zwanzigtausend Mark, die ich hineingesetzt hab, die laß ich stehn. Das Geld ist von meinem verstorbenen Bruder, dem geistlichen Herrn. Das wißt's ja eh. Aber das langt noch nicht. Es braucht noch zwanzigtausend Mark. Und ich frag euch jetzt, Manner, wollt ihr die zwanzigtausend Mark zusammen für den Gerlhof aufbringen? Wer einverstanden ist, hebt d' Hand auf."

Keine Hand, die sich nicht aufgestreckt hätte, wie zu heiligem Schwur. Wieder hebt der Girglhöferer an: „Viel Schultern tragens leicht. Was da auf einen fällt, reißt noch kein Hausen ein, und der Gerlhof bleibt dem Gerlhöferer."

Das letzte Abendrot strahlt durch die niederen Fenster in die Stube, und auf jedem Gesicht liegt ein unwirkliches Leuchten. Der Girglhöferer hats auf einmal eilig: „Ich suche bloß die zwei Gerlhof-Leut'. Denen wird ein Stein vom Herzen fallen. Und das kein kleiner." Und zieht schon die Tür hinter sich zu. In der Flöz läuft ihm's Kuchlmensch in den Weg. Durch die läßt er dem Gerlhöferer eine Botschaft sagen. Er selbst aber schlägt sich seitlich in die Büsche.

—o—

## Der Sternenhimmel im Februar

Von Dr. Dr. Carl G. Cornelius.

Abgesehen von dem schönen Himmelsanblick, den die Nachtstunden schon des Vormonats boten, zeigt sich im Februar nicht viel neues am Firmament. Als einzige markante Sterngruppe kommt seit verflossenem Herbst zum ersten Mal wieder der Löwe ganz über den abendlichen Horizont (Anfang des Monats um 11, Mitte um 10, Ende um 9 Uhr). Neben den bogenförmig angeordneten Lichtpunkten, von denen am hellsten der gelbliche Regulus als Knauf des sichelähnlichen Gebildes strahlt, gehören noch mehrere weiter östlich stehende Sterne zu dem Bilde, die tatsächlich dem Ganzen das Aussehen einer Sphinx oder eines ruhenden Löwen geben. Unterhalb davon taucht die Wasserschlange etwas weiter über den Gesichtskreis empor als im Januar; ihren Hauptstern Alphard (zweiter Größe) findet man, wenn man die beiden untersten Sterne der erwähnten Sichel verbindet und die Linie über Regulus hinaus ums Doppelte verlängert. Dieses Bild — auch Hydra genannt — erstreckt sich über 106 Rektaszensionsgrade, also der Länge nach fast über ein Drittel des Himmelsgewölbes. Nach Osten und Nordosten zu folgen, kaum über die Dünste des Horizonts herausreichend, die nördlichen Teile der Jungfrau und des Bootes oder Bärenführers. Vornehmlich ziehen den Blick aber noch immer die prächtigen Konstellationen des Südhimmels auf sich. Sirius flammt mit mächtigem Glanze als unterster Eckpunkt des Großen Sechsecks, als dessen Spitze Capella im Fuhrmann etwas westlich vom Scheitelpunkt des Himmels steht. Kastor und Pollux, in den Zwillingen und Procyon im Kleinen Hund bilden die „linke", der rötliche Aldebaran im Stier und die auffallenden Sterne des Orion die „rechte" Verbindungslinie zwischen den beiden Spitzen. Rechts und links sind ebenso wie „oben" und „unten" durchaus irdische Begriffe, die im Weltraum keine Geltung haben, zur Veranschaulichung aber hier immerhin gebraucht seien. Den nordwestlichen Himmelsraum füllen die vielgestaltigen Konstellationen Perseus, Andromeda, Kassiopeia und darunter Widder und Walfisch aus. Die Lichtminima des Veränderlichen Algol im erstgenannten Bilde sind am 16. um 23 Uhr 45 Minuten und am 19. um 20 Uhr 30 Minuten gut zu beobachten. Unmittelbar im Norden finden sich Großer und Kleiner Bär sowie Kepheus; Wega und Deneb als Hauptsterne von Leier und Schwan können an klaren Abenden tief an der Scheidelinie von Himmel und Erde erblickt werden.

Unter den Planeten behält Jupiter seine herrschende Stellung bei. In Februar erreicht

## Zu der schweren Vulkan-Katastrophe in Guatemala



Einer der gewaltigen Vulkane von Guatemala bei seinem letzten Ausbruch (Fluzeugaufnahme)



Blick auf die Stadt Guatemala, die durch den Aschenregen schwer betroffen wurde.

er die größte Helligkeit des ganzen Jahres mit der Größenklasse minus 2,1. Er ist die ganze Nacht an der Grenze von Krebs und Löwe als auffallendster Punkt des Himmels zu finden. In der zweiten Monatshälfte erscheint er als „zweiter Abendstern" im Osten schon zur Dämmerungszeit, während im Westen Venus in flammender Pracht (sie hat zur Zeit die Helligkeitsklasse minus 3,6) eigentlich diese Rolle spielt. Sie geht gut drei Stunden nach dem Tagesgestirn erst unter. Merkur und Mars bleiben im Februar unsichtbar. Saturn ist etwa eine Stunde vor Sonnenaufgang an der Grenze von Schütze und Steinbock zu beobachten. Uranus im südlichen Teil der Fische versinkt wie Venus, in deren Nähe er gegen Mondsende steht, ungefähr um 20 Uhr. Neptun dagegen ist scheinbar dem Jupiter zugesellt und bleibt mit diesem unweit von Regulus die ganze Nacht sichtbar.

Die Sonne tritt am 19. aus dem Zeichen des Wassermannes in das der Fische. Die Tageslänge steigt von 9 Stunden am 1. auf 10¾ Stunden am 29. Februar. Die Hauptlichtgestalten des Mondes fallen auf folgende Daten: Neumond am 6. um 15 Uhr 45 Minuten, Erstes Viertel am 14. um 19 Uhr 15 Minuten, Vollmond am 22. um 3 Uhr, Letztes Viertel am 28. um 19 Uhr. Am 9. um 19 Uhr 15 Minuten steht der Mond in großer Nähe (1 Bogengrad) des Planeten Venus. Bei günstigem Wetter und sichtfreiem Horizont versäume man nicht, diese schöne Konstellation zu betrachten.

—⊙—

## In den Höhlen des Vergessens

Von Erhard Hesseloh.

Es gärt in Indien. Das britische Reich wird in den nächsten Wochen vor eine Machtprobe von bisher nichtgekannter Schwere gestellt werden. Wo die englischen Behörden einen nationalindischen Führer festnehmen und unschädlich machen, schießen drei, vier neue aus dem Boden auf.

Gandhi predigt immer den Kampf ohne Gewalttätigkeiten. Aber er hat, besonders jetzt, da er im Gefängnis sitzt, die Massen nicht in der Hand, und Ueberfälle auf englische Beamte, Morde an Offizieren, Polizeibeamten und politischen Agenten sind an der Tagesordnung. Und doch ist der eigentliche Sturm noch nicht losgebrochen, der täglich seinen verwüstenden Lauf durch ganz Indien beginnen kann, und alles Bisherige war nur ein Vorspiel. Noch sind die unheimlichen Höhlen des Lasters, des Verbrechens und des Vergessens nicht geöffnet worden, die hinter den prunkvollen Fassaden aller indischen Großstädte liegen. Wenn sie ihre Horden auf alles loslassen, was englisch ist oder mit den Briten hält, wird der Schrecken durch die Straßen rasen, dem Mord und Verbrechen folgen.

Weltstadtverkehr tost durch die schnurgeraden Hauptstraßen Kalkuttas. Bogenlampen werfen ihr Licht auf die weißen Häuserfronten, die ebenso gut nach London gehören könnten. Doch nur ein paar Schritte weiter, um die nächste Ecke, beginnt das dunkelste Asien, jenes unheimliche Asien, dessen Seele ein Weißer niemals bis zum Grunde erforschen kann. Kein Licht scheint mehr. Schultern reiben sich in der Finsternis an die Arme des Fremden, der sich in Begleitung eines indischen Kriminalbeamten in die Höhlen des Lasters wagt. Hundert fremde Gerüche steigen auf, vermengen sich mit einem Duft, der unwillkürlich den Gedanken an die schlanken Leiber brauner Tänzerinnen auftauchen läßt.

Langsam gewöhnt sich das Auge an das Dunkel. Die Umrisse eines trägen Rindes gleiten an den Häusern entlang, stinkende Köter schleichen durch den Schmutz, graben in den Bergen von Unrat. Eine Garküche sendet ihre beißenden Gerüche in die Nacht hinein, und der Dampf des Fettes, in dem runde Fladen gebacken werden, streicht um die trüben Lampen, in deren Schein nackte Gestalten auf der kleinen Veranda kauern, die Knie ans Kinn gezogen. Ein Bärtiger leiert aus dem Koran seine Sprüche. Seine Stimme wird zum schrillen Schrei, wenn er den Fremden sieht, und wie auf Kommando tauchen die Nackten im Hause unter. Es ist zwecklos, dort hinein zu gehen, denn der Schrei war eine Warnung, und das Nest wird leer sein von allen denen, die im Opium ihr Elend, ihr Verbrechen zu vergessen suchten.

Ein anderes Haus ist heute gastlicher für den Fremden. Die Dunkelheit wirft für den Besucher einen mitleidigen Schleier über alle schmutzige Verwahrlosung. Die Tür zu einer der Raucherzellen öffnet sich. Menschen, halbe Tiere schon, kauern an den Wänden, eine kurze Pfeife zwischen den Zähnen. Im Pfeifenkopf liegt eine kleine Opiumkugel, die mit einem Streichholz entzündet wird. Schon nach wenigen Zügen platzt das Opiumkügelchen und springt aus dem Pfeifenkopf. Das Vergnügen ist zu Ende. Ein neues muß aufgelegt werden. Manchem gelingt es nicht mehr, weil der Rausch über ihn kommt und seine Hand zittern läßt. Der Mann schleppt sich auf die Veranda hinaus und schläft dort irgendwo wie ein Hund den Schlaf des Vergessens.

Den Fremden umlauern hier überall Schrecken und Haß. Doch unter sich sind sie Brüder, diese Halbtiere, die hier im Dunkeln schleichen. Sie streiten sich nicht. Denn dann würden sie der Polizei Anlaß geben, gegen diese Unterwelt vorzugehen und beim Schlichten der Zwistigkeiten ein wenig aufzuräumen. Die Besitzer dieser Lasterhöhlen haben, um ganz sicher zu gehen, manchen Anwalt allabendlich verpflichtet, der jeden etwa aufkeimenden Streit sofort schlichtet. Gemeinsame Verbrechen, gemeinsame Interessen und gemeinsames Elend ketten diese Angehörigen der Unterwelt zusammen, für die sonst ein Mord nur ein Kinderspiel ist.

Vielleicht gibt in dem Gewirr dieser Gassen eine schmale Tür, ein winkeliger schmieriger Gang den Eintritt zu einem Hofe frei, der wie eine erquickende Oase in der Wüste des Schmutzes anmutet. Leise Flötenmusik flutet durch den offenen Raum, begleitet den Tanz brauner Mädchenleiber, deren Hüften unter dem Schleierstoff ihres einzigen Schurzes sich wiegen und locken. Dunkle Augen blitzen unter schwarzen Wimpern hervor, bohren sich für eine halbe Sekunde in die Gesichter der Fremden ein, werden gleich wieder von den Lidern bedeckt, als wendeten sie sich ab in der stummen Ablehnung des reinen Wesens. Der Blick des Weißen bleibt am wiegenden Mädchenleib haften, halb angezogen, halb abgestoßen von der Fremdartigkeit des Bildes, von der unbekannten Gefahr, die irgendwo zu lauern scheint.

Leises Lachen steigt auf. Es kommt aus irgend einem der Frauenmünder dort vorn, deren Lippen wie zum Lächeln geschürzt sind und die weißen Zähne im Dunkeln leuchten lassen. Es ist wie ein verhaltener Schrei, der aus der siegesbewußten Brust eines geschmeidigen, schleichenden Raubtiers dringt.

Wehe, wenn einst das Raubtier anspringt, von unterirdischen Mächten zum Kampf gegen den englischen Herrn gerufen! Die Höhlen des Verbrechens und Vergessens werden ihre verlumpten Heerscharen hinausschicken, den Weißen zu schlagen, wo sie ihn treffen. Doch oft werden die schlanken braunen Tänzerinnen mit ihrem Lächeln, ihren Raubtierzähnen, mit Gift und Dolch die Arbeit schon verrichtet haben.

Wehe, wenn Indien erwacht und das Asien der Seitengassen, der finsteren Winkel den Händen der Führer entgleitet!

## Elefanten und ihre Feinde

Zum tragischen Unglück im Elefantenstall des Zirkus Sarrasani von Zirkus-Fachschriftsteller F. W. Bergen-Weimar.

Der Zirkus Sarrasani, von dessen Elefantenbestand in diesen Tagen 13 Tiere schwer verletzt wurden, war eigentlich das erste Unternehmen, das vor einem Vierteljahrhundert Elefanten in größerer Anzahl kaufte und in einer reisenden Zeltstadt mit sich führte. Von unseren Großvätern können wir sagen, daß sie diesen Dickhäuter nur vom Bilde her gekannt haben. Er ist nämlich gar nicht ein solch gutmütiges Tier, wie man im allgemeinen annimmt. Wer mit den Sitten und Gebräuchen des sehr gefahrenreichen Elefantenfangs in Indien oder Afrika auch nur halbwegs bekannt ist, wird dies glauben. Das dem Aussterben geweihte Großtier des Urwaldes ist vor allem, solange es sich in Freiheit bewegt und sich in Gesellschaft seiner Artgenossen befindet, sehr angriffslustig, widerspenstig und kämpft auf jeden Fall für seine Freiheit. An die Gefangenschaft gewöhnt es sich nur ungern und sehr langsam, auf jeden Fall aber nur in seinen jungen Jahren. Wir unterscheiden indische und afrikanische Elefanten. Erstere sind großgewachsene Tiere, letztere weniger majestätisch in ihrem Körperbau und für den Gebrauch in der Gefangenschaft nicht so vorteilhaft wie die indischen. Die Hindus besitzen nämlich schon seit Generationen besondere geheimnisvolle Kenntnisse im Elefantenfang und vor allem in der Gewöhnung des Elefanten an die Gefangenschaft. Die Inder haben es verstanden, den Elefanten zum Haus- und Arbeitstier zu machen. Die Araber nennen den Elefanten Fihn; der afrikanische Artgenossen ist auf keinen Fall so menschenfreundlich wie der indische. In Deutschland und bei der ganzen „fahrenden Welt" finden wir deshalb in der Hauptsache indische Elefanten, ähnlich ist es auch in fast allen Zoologischen Gärten. Dort allerdings begegnet man öfter auch der afrikanischen Art, weil der Dickhäuter im Zoologischen Garten weniger unter die Menschen kommt, nicht „straßensicher" zu sein braucht, auch nicht mit der Eisenbahn befördert wird, also weniger aufregenden Einflüssen von außen her unterliegt. Der Elefant ist, das sagt schon der alte Tierforscher Brehm, mehr Nacht- als Tagtier, denn obgleich er bei Tage ab und zu weidet, bildet doch die stille, ruhige Nacht die eigentliche Zeit, in der er sich des Lebens freut. Das kann man auch in der Gefangenschaft beobachten, wie ich es selbst vier Jahre tat, als ich mit den Dickhäutern zusammenlebte.

Vier eigentliche Feinde hat in der Gefangenschaft der Elefant und wenn es auch unwahrscheinlich klingt, so ist es doch wahr: Mäuse, Ratten, Rübenfrüchte, die gefroren sind, und — das Feuer. Vor dem Kriege verlor der Tierpark Hagenbeck in Hamburg einmal drei junge Elefanten in einer Nacht, weil Ratten den Tieren die Fußsohle durchgefressen hatten, sodaß die Riesen verbluteten und starben. Wenn eine Maus in den Rüssel eines Dickhäuters gerät, so kann dieser ersticken. Das ist schon oft vorgekommen. Frißt ein Elefant gefrorene Rüben in größeren Mengen, so kann er daran verenden. Vor dem Feuer hat der Elefant die allergrößte Angst. Ich habe es selbst erlebt, daß ein menschenfreundlicher, gutmütiger, an die Gefangenschaft längst gewöhnter Dickhäuter eines Nachts an einem Güterbahnhof wütend ausriß, als aus der Lokomotive eine Feuergarbe in die dunkle Nacht hinausschlug. Ein andermal brach ein Elefant ungestüm aus dem Stall aus, als ein unvorsichtiger Kutscher einen Zigarettenstummel in einen kleinen Strohhaufen geworfen hatte und dieser nach einigen Stunden lichterloh brannte. Gewiß, ist der Elefant, einmal an die Gefangenschaft gewöhnt, ruhig und greift niemanden an. Ein Feuer aber kann ihn völlig umgestalten. Die Eingeborenen, die auf Elefantenjagd gehen, pflegten in früheren Zeiten dürre Waldungen anzuzünden und die Tiere in die lodernden Flammen hineinzutreiben. So verfuhren die schwarzen Elefantenjäger, wie die Forscher Heugling und Schweinfurth ausführlich geschildert haben. Vielleicht rührt daher die große Angst des Elefanten vor dem Feuer. Die schwarzen Elefantenjäger zündeten auch immer ein hellbrennendes Feuer an, wenn der Elefant aus der Gefangenschaft ausrücken wollte. Die Inder dagegen kennen solche Sitten nicht. Trotzdem hat auch der indische Elefant, wenn Feuer seinem Leibe zu nahe kommt, eine sehr große Furcht vor diesem Element. Das scheint diesem Tiere angeboren zu sein das doch draußen in der Wildnis außerordentlich wenig, oft vielleicht im ganzen Leben nicht mit Feuer zusammenkommt und, wenn es schon Feuer sieht, diesem weit aus dem Wege geht. Das haben Forscher auch schon vielfach beobachtet.

In der Gefangenschaft ist der Elefant durchweg an einem Vorder- und einem Hinterfuß mit Ketten gefesselt, aber so, daß er sich bequem hinlegen und schlafen kann. Man sorgt auch dafür, daß der Dickhäuter nicht immer an denselben Füßen gefesselt ist. Wird erst der Elefant einmal rasend, dann kommt es auch vor, daß er geradewegs in das Feuer hineinläuft. Ihn bei Feuersgefahr sofort von den Fesseln zu befreien, ist ein großes Wagnis, da der rasende Dickhäuter, der ja ein Eigengewicht von 70 bis 100 Zentnern hat, ungeheuren Schaden anrichten kann. Ist Wasser in der Nähe, etwa ein großer Fluß, dann stürzt der Elefant bei Feuersgefahr sich unweigerlich ins Wasser, in dem er Schutz zu finden glaubt. Auch hier zeigt sich, daß der Dickhäuter zu den klügsten Tieren überhaupt gehört. Spürt er, daß er unrettbar krank ist, dann geht er ins Wasser und nimmt dort Abschied vom Leben.

Je älter ein Elefant wird, desto weniger hat er im Augenblick der Gefahr „seine Nerven" zusammen. — Das Alter, das er überhaupt erreichen kann, wird sehr verschieden angegeben. Der Forscher Tennent spricht von Dickhäutern, die über 100 Jahre in der Gefangenschaft gelebt haben sollen. Im allgemeinen nimmt man an, daß diese Tiere in der Wildnis 150 bis 200 Jahre alt werden, in der Gefangenschaft dagegen 80 bis 100 Jahre. Sarrasani hat, an diesen Elefantenaltern gemessen, meist jüngere Tiere; die ältesten zählen höchstens 40 bis 50 Jahre.

Ein dressierter Elefant, an die Gefangenschaft gewöhnt, wurde noch vor Jahren mit 25 000 bis 30 000 Mark und höher bezahlt. Sarrasani hat also einen riesigen finanziellen Verlust erlitten. Wer mit Elefanten einmal zusammengelebt hat, weiß, was es bedeutet, solche lieben, treuen Tiere auf eine so tragische Art zu verlieren. Es sind die treuesten, die es überhaupt gibt.

—⊙—

## Spaniens Exkönig kauft ein Schloß im Burgenland



Das Schloß des berühmten Geigers Jan Kubelik im Burgenland, das der ehemalige König von Spanien zu kaufen beabsichtigt.

Das Schloß des tschechischen Violinvirtuosen, das inmitten eines prächtigen Parkes gelegen ist, stellt einen historischen Bau dar, der zu den schönsten der ganzen Umgebung gehört. Wie verlautet, soll König Alfons von Spanien ihn als Altersitz für sich in Aussicht genommen haben.

## Die Stadt Dachau weiht dem großen bayerischen Heimatdichter Thoma einen Gedenkstein



Die Einweihung des Thoma-Denkmals durch den Bürgermeister von Dachau.

Am 21. Januar, dem Geburtstage des im Jahre 1921 verstorbenen großen bayerischen Heimatdichters Ludwig Thoma, weihte die Stadt Dachau bei München, in der Thoma jahrelang als Rechtsanwalt gelebt hatte, einen Gedenkstein ein. An der Feier nahmen zahlreiche Trachten-Abordnungen aus Oberbayern teil.

## Hart am Tode vorbei

Von Fürst Victor N. Narayan von Cooch Behar.

Mein Vater, der verstorbene Fürst Narayan von Cooch Behar, war einer der größten Jäger vor dem Herrn. Er schoß insgesamt 365 Tiger, ebenso viele Leoparden und mehr als hundert Bären. In dieser Beziehung hat es ihm bisher noch keiner gleich getan.

Meine Laufbahn als Jäger begann, als ich vierzehn Jahre alt war. Ich sollte damals meine „Taufe" empfangen und ritt auf einem Elefanten etwas vor der Treiberlinie auf